

Vom Lächeln der Kreatur

Von Peter Lippert S. J.

Vom Seufzen der Kreatur ist oft die Rede. Aber sie kann auch lächeln. Und dieses Lächeln wollen wir anschauen; denn mit diesem Lächeln will sie unsere Seelen hinlocken zu sich. Und ich meine, wir sollten uns verlocken lassen, meine Freunde! Auf unserem geraden Flug in die Ferne Gottes hinein sind wir über diese Welt beinahe hinausgeflogen, so daß wir kaum noch die Kreaturen, die hinter uns liegen, zu sehen vermögen. Aber sind wir darum Gott näher gekommen? Wir haben uns gesagt, Gott allein genügt. Aber wir haben es wohl mit einer leichten Unzufriedenheit gesagt, mit einem grollenden Mißmut. Wir sind enttäuscht worden von den Geschöpfen, darum sagten wir, Gott allein genügt. Aber seht, gerade für solch unzufriedene und grollende Gemüter genügt Gott allein nicht. Gott will nicht, daß wir ihn allein lieben; er will unsere Liebe nur annehmen, wenn wir im Bunde oder doch in Eintracht mit seinen Geschöpfen zu ihm kommen. Er will sich von uns nur greifen lassen, wenn unsere Hände die Welt anrühren, die er wie ein Gewand um sich gehüllt hat.

So wollen wir denn unsere Seelen zurücklocken lassen zu der Welt, die wir voreilig verlassen möchten. Und darum will ich vom Lächeln der Geschöpfe euch erzählen und euch ermuntern, dieses Lächeln zu erwidern. Aber ihr mißtraut diesem Lächeln, ihr meint, es sei treulos, es sei wie das Lächeln des Frühlings, der jedes Jahr wiederkehrt auf Erden. Und zuweilen kommt auch ein Frühling über ein Menschenherz oder ein Volk, über ein ganzes Jahrhundert oder Jahrtausend, und jedesmal gelingt es ihm, unsere winterliche Verstimmung wegzuschmelzen. Wie oft glaubten wir schon, mit dem Leben und allen Erwartungen abgeschlossen zu haben, alles schien versunken in Grau und in Trübnis, nichts schien sich mehr zu lohnen. Aber jedesmal, wenn der Frühling kam mit seinem Grün, mit seiner Sonne, mit seiner Bläue, mit seinem Überschwang und seiner Jugend, sagten wir aufseufzend: Ach, diese Welt ist doch schön. Es ist doch schön, auf dieser Erde zu leben. Ja, haben wir nicht schon den vermessenen Wunsch in uns gespürt, daß es doch ewig so bleiben möchte, den Wunsch, immerfort durch Frühlingswiesen zu gehen, über sonnige Höhen, und auf das Rauschen ewig neuer Wasser zu horchen?

Aber es war doch immer wieder dasselbe, und alles ging vorüber. Es ist immer wieder Herbst geworden, und wir wurden müde. Ist der immer wiederkehrende Frühling nicht ein entzückender Betrüger, hinreißend lebenswürdig, aber doch ein Betrüger? Wie oft sind schon alle unsere Erwartungen, ja unser bestgemeintes Glauben, Hoffen und Lieben getäuscht worden! Wir hätten die Enttäuschungen der Frühlinge, die über

unsere Wiesen gehen, noch verwunden, wenn nicht auch alle Menschenfrühlinge uns noch viel mehr enttäuscht hätten, die Menschen und ihre Frühlinge, die in unsere Herzen einzogen. Die Menschen sind wohl überhaupt nicht imstande, einen Frühling herbeizuführen, immer weht es herbstlich und nach Untergang schmeckend von ihnen her. Alle diese Widrigkeiten und Wirrsäligkeiten! Wie streiten die Menschen wider einander und wider allen guten Geist, je wacher, je geweckter sie werden, je mehr sie sich entwickeln, wie sie sagen. Und wenn sie gar von Geist und von Gott und von ewigen Dingen reden, verstehen sie einander gar nicht mehr, weil sie sich selbst und einander belügen. Jeder hat recht in seinen Augen und in seinen Worten, und jeder will die andern zu sich herüberzwingen. Man soll sich ihnen verschreiben, ganz und ohne Widerrede. Und wenn man nur einen Gedanken wagt, der eigen ist, einen Zweifel oder auch nur eine Frage, dann werden sie schon traurig oder gar böse und fangen an, zu toben. Sie haben wahrlich nichts von der Weite und von der Freiheit und von dem Vertrauen, mit dem der Frühling alljährlich zu uns kommt. Was soll man mit ihnen anfangen? Wie soll man mit ihnen zu einem Ende kommen?

So geschieht es wohl, daß wir fortgehen möchten, weit fort, um mit dem Frühling allein zu sein, solange er uns treu bleibt, mit der Sonne, den Blumen, dem Wasser und den Tieren. Und wenn der Frühling uns auch verläßt, so bleiben wir doch mit dem Herbst und den entleerten Bäumen und mit dem stillen Winter allein. Es müßte schön sein und beruhigend, nur noch die Krähen zu hören, die über winterliche Fluren streichen.

Ach, meine Freunde, wir bringen das doch nicht fertig. Seht, den einen oder den andern Menschen möchten wir doch mitnehmen, vielleicht alle, die hier mit uns um den runden Tisch sitzen. Was kann uns der Winter sein oder der Herbst, ja selbst der Frühling ohne den Menschen, den wir lieben? Wir haben doch den Frühling erst entdeckt in dem Menschen, den wir liebten. Indem wir in eine Seele hineingingen, fanden wir erst die Schönheit des Körpers; als wir in warmglänzende Augen geschaut hatten, wußten wir erst, was es um einen See ist und um den blauen Himmel. In leise geflüsterten Menschenworten ward uns erst die Offenbarung der Klangwelt zuteil. Ja, wir müssen schon den einen oder den andern Menschen mitnehmen, den Menschen, den wir lieben.

Aber in diesem einen Menschen nehmen wir alle Not, alle Sehnsucht und alle Fragen des Menschenwesens mit. Alle Menschen müssen wir mit uns nehmen, wenn wir auch nur einen mitnehmen. Wer auch nur einen Menschen wirklich besitzen will, der muß alle übrigen mit in Kauf nehmen. Sie gehen mit uns, wohin wir auch wandern oder fliehen mögen, gerade wie Gott, der uns auch überallhin folgt, bis zum Aufgang der Sonne und bis zum Rande des Abendmeeres.

Wenn wir also den Menschen oder überhaupt der Kreatur entfliehen könnten, wäre es uns wirklich zum Heil? Würden wir nicht vielleicht auch vor Gott fliehen eben dadurch? Immer, wenn wir auf irgend einer Flucht begriffen sind, dann weiß unsere Seele nichts von ihm oder doch nichts, was uns nahegeht, was uns persönlich angeht. Es ist dann zu-

weilen, als läge uns gar nichts an Gott oder so, als ob wir seiner satt und überdrüssig geworden wären, als seien wir seiner allzu sehr gewohnt. Er ist nicht mehr das große Wunder, das ewig Neue und der letzte Abgrund in unserem Leben und die Frage des Abgrunds.

Aber siehe, sobald wir ehrlich und gütig auf Menschen zugehen, gehen wir auch wieder auf Gott zu. Menschen führen uns auf ihn zu. Es sind doch immer Menschen gewesen, die das Wort von Gott in uns ausgelöst haben. So habt ihr es doch alle erfahren, ihr, meine Freunde: immer, wenn ein Mensch, den wir lieben oder um den wir bangen, uns ganz dringend nach Gott fragt, dann werden wir beredt. Nicht als ob wir viele Worte sagen könnten oder aus einer großen Sicherheit heraus reden könnten, nein, immer nur einige leise Worte können wir sagen, aber sie zittern, während wir sie aussprechen, alles bebt in uns vor verhaltener Liebe. Wir sprechen von Gott wie von einem heimlichen Geliebten, über den wir sonst allzuviel schweigen müssen. Wenn aber ein verstehender und teilnehmender Mensch uns nach ihm fragt, dann dürfen wir reden, und dann fließt uns das Herz über.

Aber sagten wir nicht, daß es die große Einsamkeit sei, das tiefste Alleinsein, in dem wir Gott begegnen? Die Einsamkeit, in die uns ein bodenloses Leid geführt hatte? Ja, meine Freunde, das Leid war es, aber ein erfülltes, ein liebendes Leid, ein zum Fruchtbringen bereites Leid. So oft wir nur um unser eigensüchtiges Ich leiden, finden wir nicht die Einsamkeit, in der Gott steht. Da sind wir von leiser oder lauter Unzufriedenheit getrübt, von einem grollenden Gemüt bewegt, das uns trotzig oder verdrossen macht. Nein, es ist nicht gleich, was wir leiden. Jenes Leid, das wie ein Abgrund von Stille unser Du aufgefangen hat, war eben ein geöffnetes, ein williges Leid; die Arme hatte es ausgebreitet, und zum Entgegenkommen und Aufnehmen war es bereit. Es war zu jedem Du bereit, nur darum hat es das eine große Du zu Gott gefunden. Seht ihr nun, meine Freunde, warum die Flucht vor den Menschen uns nicht in jene Einsamkeit führt, in der Gott steht. Immer, wenn ein Mensch, um den wir Not leiden, uns nach Gott fragt oder uns im Auftrage Gottes ruft, dann stürzt unsere Seele auf Gott zu und schmiegt sich an ihn. Wie auf leisen, aber eiligen Füßen kommen wir zu ihm, tastend und begierig wie ein scheues Kind, das aus dem Dunkel rennt. Und wenn wir bei ihm sind, dann drücken wir uns an ihn, und es ist uns, als ob wir ganz allein wären mit ihm in seiner Unendlichkeit, die nichts enthält als ihn und uns. Alles übrige ist ausgelöscht wie ein allzu ferner Stern, aller Grund und Boden, auf dem wir sonst standen, ist wie versunken, es ist leer um uns geworden, weil alles zurückblieb vor seiner unendlichen Ferne, in der unsere Nähe bei ihm liegt. Aber gerade diese Nähe hat uns doch ein Mensch geschenkt, der Mensch, der unsere Herzen anzustoßen wußte mit seiner Liebe und seiner Frage, so daß alle Fragen unseres Herzens angestoßen wurden und überflossen...

Aber in solcher Weise unsere Herzen zu berühren, anzustoßen und zum Überfließen zu bringen, vermag doch nur Gott. Er ist also in dem Menschen gewesen, der uns angerührt hat, er ist in dem Menschen, der uns

zulächelt oder auch ernst und fragend anschaut, er ist in dem Menschen, der uns wohltut, weil Gottes Lächeln in ihm ist. Gott ist in jedem Lächeln einer Kreatur. O, wie wohl können uns Geschöpfe tun, meine Freunde! Wie unsagbar ist das Glück, das uns aus den Dingen zuströmt, die wir sehen, hören, greifen und lieben können! Wer anders aber sollte uns so wohltun können als der, von dem alles Glück kommt, der es in sich trägt und der es ausgesprengt hat, liebend und schaffend?

Aber freilich, auch Leid kommt uns von den Geschöpfen. Es ist auch ein großes Weinen in ihnen, und zum Weinen bringen sie uns. Sie sind ja das Gewand Gottes, also seine Erscheinung und seine Verhüllung zugleich. Auch Gott kann sich nicht in irgend einer Kreatur so offenbaren, wie er wirklich ist. Immer bleibt doch etwas Unzulängliches, Verzerktes und Versprochenes. Aber ist nicht oft diese Versprochenheit nur in unserer eigenen Seele, eine Täuschung unserer schläfrigen Augen? So oft Gott wieder einmal in einer neuen, ungewohnten Gestalt erscheint, so oft er wieder einmal alles aufbricht und umstürzt, was wir uns zurechtgezimmert haben, unsere kleinen Vorstellungen, Erwartungen und Gewohnheiten, dann ist er für uns unkenntlich und unverständlich. Alles Ungewohnte nennen wir zunächst falsch, bis wir uns daran gewöhnt haben; alles Mißfällige nennen wir böse und verwerflich, bis es anfängt, uns wohlzutun. So sind wir. Es bleibt aber doch wahr, daß uns die Geschöpfe wirklich wehtun und daß wir an ihnen leiden. Gott ist in allen und doch zugleich weit hinter ihnen. Alles Geschaffene ist nur ein Beginn und Aufgang, sein erstes Aufdämmern. Da fängt er erst an, und ganz göttlich wird es erst weit hinter den Gesichtern, mit denen Geschöpfe uns anschauen. Und so gibt es keine Kreatur, die nicht zu gleicher Zeit uns wohl und wehe täte. Gerade die holdseligste kann uns die brennendsten Schmerzen bereiten, und die feindseligste und boshafteste Kreatur kann uns zum Werkzeug innerer Befruchtung, zu einem herben Herbst werden, in dem wir reifen. Vielleicht ist Glück und Leid doch ein und dasselbe, verschieden nur in den ersten Empfindungen, die sie durch ihre Berührung bewirken. Sie reichen mit ihrer letzten Wurzel doch beide in die gleichen ewigen Gründe hinab, die allen Dingen zu Grunde liegen. Und dort, meine Freunde, dort werden sie von der Liebe getragen; denn sie trägt alles. Von der Liebe aber nehmen wir auch die Schmerzen an, ja, sie wird uns um ihrer Schmerzen willen nur immer lieber. Ein geliebtes Wesen wird uns nur um so näher und unverlierbarer verbunden, je größere Schätze von Leid und Kummer und heißem Weh wir in ihm angelegt haben.

Und wie die Geschöpfe uns widersprechen, wehtuend, ja feindselig, so widersprechen sie auch Gott. Und er läßt sie widersprechen, weil auch ihr Widerspruch ein Strom ist, auf dem sein Wort dahinzieht. Vieles, meine Freunde, hätte nicht einmal Gott sagen können, wenn nicht seine Geschöpfe ihm Widerworte gegeben hätten. Und oft ist ihr Widerspruch auch nur scheinbar. Er kommt nur von ihrer Vielfältigkeit und von dem Durcheinander ihrer Stimmen, von dem Auseinanderliegen ihrer Plätze und von den zahllosen Richtungen, die möglich sind im Raume dieser

Welt; und in allen Richtungen gehen Bahnen, auf denen Geschöpfe laufen. Aus einem einzigen weiten Herzen strömt alles. Aber siehe, sobald dieser Strom dem Herzen Gottes entfloßen ist, teilt er sich alsogleich. Selbst die Paradiesesströme teilten sich gleich in vier, und erst recht die Ströme, die durch unsere Welt gehen, laufen immer mehr auseinander, je weiter sie in die Welt hinauskommen. Auch die Fragen, Werbungen und Anrufe Gottes werden geteilt, wenn sie durch die verschiedenen Rinnsale der Geschöpfe fließen. Seine Stimme klingt anders, wenn sie unmittelbar in unsern Herzen redet und wenn sie aus Menschenmund zu uns spricht. Sie klingt anders im Rauschen der Wälder und anders im Tosen der Geschichte. Anders in den Gebeten seiner Heiligen und anders in dem Gestammel und Geschrei der Armseligen, der Widerwärtigen; da scheint sie oft sogar übelklingend, schrill und beleidigend. Die Menschen fordern anderes von uns, als Gott fordern würde, wenn wir mit ihm ganz allein sein könnten. Die Vielen, die noch da sind, zwingen ihn und uns zu Rücksicht, zu Vorsicht und Nachsicht. Wir wären freier und unbefangener und ungehinderter, wenn wir mit Gott allein wären. Er selbst ist ja auch durch die Vielen gezwungen, auf ihr Dasein und Sosein, auf ihre kleine Güte und ihre oft große Bosheit Rücksicht zu nehmen. Sie bestimmen, so schwach sie sein mögen, ja gerade, weil sie so schwach, ja erbärmlich sind, seine Urteile, seine Ratschlüsse, seine Fügungen. Um der andern willen kann Gott uns vieles nicht gewähren und erlauben, was sonst frei und verschwenderisch aus seinem Herzen uns zuströmen würde. Ja, meine Freunde, um der Menschen willen kann Gott uns auch vieles nicht verzeihen, was er sonst lächelnd hingehen ließe, mag es auch in sich nicht sehr weise oder nicht sehr groß sein. Die Gegenwart der vielen Kreaturen kann bewirken, daß unsere Torheiten böse werden, unsere Kleinheiten gemein, unsere Sorglosigkeiten rücksichtslos.

Wenn wir mit Gott ganz allein wären, brauchten nur unsere Herzen zu reden, unser Meinen, unsere Gesinnung, unser Inneres. Aber die Menschen, die uns überallhin begleiten, auch zu Gott hin, verlangen auch unser Äußeres, unsere Hände, unsern Leib, unsere Tat. So sagt dann Gott mit einem leisen Mitleid, aber auch mit einem großen, väterlichen Ernst: So gib also den Menschen, was sie verlangen und was ihnen zukommt. Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist; den Unmündigen, was sie verstehen und brauchen können; gib den Massen, was eben nur in den Niederungen möglich ist, in denen Massen immer stehen. Gib ihnen so kleine Dinge, wie sie sein müssen, um in ihre Kleinheit und Enge Eingang finden zu können. Um der Kreaturen willen, die drunten stehen, müssen auch wir bergab steigen und vieles tun, was eigentlich allzu menschlich ist. So ist ja auch Gott herabgestiegen und hat Menschliches angenommen, was an sich schon unter seiner Würde war. Er hat sich den Händen der Menschen überliefert, daß sie mit ihm machen konnten, was sie wollten. Warum sollte er also nicht auch seine Kinder den Händen aller Geschöpfe ausliefern, ihren seltsamen und unverständlichen Forderungen, Gesetzen, Tyranneien, Launen und Einfällen? Wie er sich ihrer Hand überließ und doch sie immerdar in seiner Hand trug, so trägt er auch uns, während

wir auf dem Strom seiner Geschöpfe dahintreiben. Er ist das Meer unter den stürmischen Wellen, die uns schaukeln, und wenn sie uns fallen lassen, können wir immer nur in ihn zurückfallen.

So stecken also Gott und seine Geschöpfe, die er sendet, unter einer Decke, sie machen gemeinsame Sache. Wie er will, so lächelt und lockt er durch sie unsere Herzen und sendet uns auf Wanderschaft von einem Ende bis zum andern. Wenn die Kreaturen uns wehe tun, dann laufen wir zu Gott. Aber siehe, auch er kann uns schwer kränken. Dann gehen wir wieder eilfertig zu den Geschöpfen, so wie Jesus in seiner Todesangst vom Vater zu den Jüngern lief und dann wieder zum Vater. Und es war doch immer das gleiche, was er überall fand: einen bitteren Kelch. Aber den Kelch hatte sein Vater ihm bereitet. Und zu diesem Kelch gehörten die schlafenden Jünger und die überwachen Feinde, der fernschweigende Gott und der nahende Tod.

So gehört alles zusammen, das Locken und Lächeln Gottes und das Lächeln seiner Kreaturen. Zu den Nächten Gottes gehören auch die Nächte seiner Welt; beide sind von einerlei Meinung. Wir aber meinen immer, es sei alles anders und widerspreche einander, so daß wir oft beide nicht verstehen. Das Lächeln der Kreatur mißverstehen wir leicht; wenn wir die Liebe Gottes nicht mehr durchscheinen sehen, dann gewahren wir auch nicht mehr den Ernst und die Frage und die Werbung, die hinter diesem Lächeln steht, dann wissen wir auch keine rechte Antwort mehr auf das Lächeln der Welt; wir lächeln ihr zu, ohne zu wissen, was sie meint. Ist das dann nicht ein blödes Lächeln auf unserem Angesicht, wie das Lächeln eines Toren, der nicht weiß, von wem die Rede ist? Und wenn wir endlich dahinterkommen, daß wir uns getäuscht haben, dann geben wir dieser lächelnden Kreatur die Schuld und sagen, daß sie uns verführt habe. Ach, meine Freunde, immerzu suchen wir die Schuld bei den andern, immerzu ist die Welt schuldig oder die Frau oder der Feind oder der Leib oder das Blut oder die Armut oder — Gott. Und in Wirklichkeit ist die letzte Schuld doch immer bei uns, weil wir das Lachen und Weinen, das um uns ist und in uns selber, nicht verstehen, es nicht ebenso im Herzen bewahren, wie es aus einem Herzen gekommen ist, aus einem freien, großen und guten Herzen. Kommt, meine Freunde, wir wollen ebenso großzügig und vollkommen sein wie unser Gott, unser Vater, der im Himmel ist. Wir wollen uns denen anpassen, die uns im Wege stehen; denn Gott selbst hat sich mit ihnen zusammen in unsern Weg gestellt. Wir wollen einig sein mit ihnen, so wie Gott mit ihnen einig ist. Wir wollen die Kreaturen anschauen und sie fragen, was sie von uns wollen, und was Gott uns durch ihr Lachen und Weinen, durch ihren erhobenen Finger oder auch durch ihre lallenden und oft verworrenen Reden sagen will. Wir wollen es machen wie die Kinder, wenn ein Erwachsener plötzlich vor sie hintritt; zuweilen lächelt er, zuweilen hebt er den Finger oder macht eine Tierstimme nach oder läßt ein glänzendes Ding vor ihren Augen hin und her baumeln. Dann schaut das Kind mit großen, ernsten, ehrlich fragenden Augen und will herausbekommen: Was will der? Und wenn es glaubt, ihn verstanden zu

haben und wie gut er es meint, dann fängt es plötzlich an, strahlend zu lächeln. So wollen wir auch die Kreatur fragen, wollen durchdringen durch ihre seltsamen reizenden oder erschreckenden Gesichter und herausbekommen, was dahinter steht. Eindringen wollen wir in die Geschöpfe, unter ihre Oberfläche wollen wir hineinsickern wie ein Wassertropfen. Eintreten wollen wir in ihre innere Kammer, und aus ihrem Fenster heraus in die Welt sehen, um zu erfahren, wie Gott aus diesem Fenster herauschaut. Wir wollen immer und in allen Dingen wissen: Was will er? Und wenn wir es erfaßt haben, dann werden wir die Kreatur anlächeln, welches Gesicht sie auch gemacht haben mag. Ja, meine Freunde, so weit müssen wir kommen, daß wir jedes Geschöpf anlächeln können, weil wir hinter ihm den lächelnden Gott gesehen haben. Selbst den bösen, verstockten Stein, der uns im Wege liegt und an den unsere Füße schmerzlich stoßen, müssen wir anlächeln können. Denn siehe, auch über ihm liegt Gottes Lächeln.

Und Gott will, daß auch wir wieder lächeln, auch den übrigen Geschöpfen zulächeln; denn er will auch aus unsern Augen und Werken strahlen, auch in uns will er seine lockende Stimme hören lassen. Wir sind alle von ihm geschaffen, um Boten seines Wortes zu sein. Wohltun und Freude soll von uns ausströmen. Wie könnte das aber geschehen, wenn wir bitter und verzagt sind? Wie könnten wir einem Geschöpf zulächeln, wenn wir uns von ihm abwenden? Kein Prophet kann fliehend die Sendung erfüllen, zu der Gott ihn sandte.

So laßt uns also nicht über diese Welt hinausfliegen, sondern in sie eintauchen, in ihr untertauchen bis in ihren Grund hinab. Hineinkriechen wollen wir in alle ihre Heimlichkeiten, eindringen wollen wir in jeden Blutstropfen und uns von ihm tragen lassen, um etwas von seiner Bewegung und Zahl inne zu werden. Hineinschmiegen wollen wir uns in alle Falten ihres Wesens, in all ihre Vielfältigkeit; denn in jeder Falte ist die Kreatur wieder anders. Erst alle Falten zusammen bilden die Lagerstätte des in ihr ruhenden Gottes. Man wird einer Kreatur nie ganz gerecht, weil man nie fertig wird mit ihrer Vielfältigkeit; man lernt nie aus an ihr und kommt mit der Aufgabe, die sie stellt, nie zu Ende — denn sie ist der Anfang Gottes.

All dieses Fragen und Aufnehmen und Eindringen müssen wir also tun, um Gott zu finden, das Wort, das er aus dieser Kreatur redet, zu hören, durch die Erscheinungen, in die er sich da gehüllt hat, durchzufühlen. Wir müssen uns auf die Kreatur geradezu werfen, wie wenn wir sie in Besitz nehmen und uns aneignen wollten. Aber unser suchender Strahl geht doch immer durch sie hindurch bis an ihres Wesens unterste Grenze, bis dorthin, wo sie an Gott grenzt. Wir sagen Du zu ihr und meinen Ihn, den ganz Andern, dem alles Du zuletzt gilt. Wir stürzen uns in sie hinein, um die Tiefe zu gewinnen, die in ihr ist, ihren Raum, in dem sie schwebt, um das Leben zu trinken, aus dem sie selber quillt. Indem wir ihre Geschöpflichkeit umfassen, empfangen wir den Schöpfergeist, indem wir ihren Wein trinken, geht Gottes Blut in uns ein. Darum heißt es in jenem Heiligtum, wo man einer Kreatur und Gott zugleich am allernächsten ist,

wo man mit beiden zugleich eine Kommunion feiert: „Das ist mein Leib und mein Blut. Davon sollt ihr essen und trinken, dann werdet ihr von mir leben.“

Mythus und Wirklichkeit

Von Anton Koch S. J.

Alfred Rosenberg hat in seiner Streitschrift „An die Dunkelmänner unserer Zeit“ eine „Antwort auf die Angriffe gegen den „Mythus des 20. Jahrhunderts““ gegeben. Seine Antwort, deren privaten, nicht parteiamtlichen Charakter er wiederum, wie im „Mythus“ selbst, gleich zu Beginn der Darlegungen ausdrücklich betont, ist in erster Linie bestimmt, den Vorwurf mangelnder Wissenschaftlichkeit zu entkräften, den Rosenberg insbesondere von den Verfassern der „Studien“ gegen sich und sein Werk erhoben sieht. Wenn nun hier zu dieser Streitschrift und damit noch einmal zu einzelnen Fragen des „Mythus“ Stellung genommen wird, so geschieht das nicht um der „Studien“ und ihrer Verfasser wegen — diese werden sich selbst zu verteidigen wissen —, auch nicht um einen unfruchtbaren Streit um den Begriff „Wissenschaftlichkeit“ weiterzuspinnen, sondern von einer ganz andern Fragestellung aus, jener sehr schlichten und einfachen, die den gläubigen Christen und den christlichen Deutschen allein beschäftigt und die mich auch veranlaßt hat, meine Broschüre „Der neue Mythus und der alte Glaube“ herauszugeben — der Frage nämlich: Ist das Bild, das der „Mythus“ von der Kirche und dem geschichtlichen Christentum zeichnet, ein Bild der Wirklichkeit oder ist es das nicht? Man sieht den Unterschied: Es ist an sich sehr gleichgültig, ob ein Werk von seinen Zeitgenossen die Note „wissenschaftlich“ erhält oder nicht, wenn es nur zur Wirklichkeit der Dinge durchstößt, in diesem Fall — wo es sich um geschichtliche Größen und Werte handelt — zur geschichtlichen Wirklichkeit von Christentum und Kirche. Richtig ist dabei allerdings, daß echte Wissenschaft gerade dieses Ziel als ihr oberstes Anliegen betrachtet: Erfassung der Wirklichkeit, und daß sie um dieses Zieles willen aus der Natur ihres jeweiligen Forschungsgegenstandes heraus sich feste Arbeitsregeln und Gesetze geschaffen hat, die man nur um den Preis einer Sünde an der Wirklichkeit beiseitesetzen kann. Einem Fachmann gehen diese Regeln und Gesetze von selbst in Fleisch und Blut über, ein genialer Außenseiter wird ihnen mit traumhafter Sicherheit bei seinem Werke folgen, ein anderer setzt sich kühn über sie hinweg und — geht zu Grunde. Denn es ist nun einmal so, wie ein in deutschen Fachkreisen bekannter Physiker seinen Hörern zu sagen pflegte, sooft er eines der großen physikalischen Gesetze des Kosmos experimental nachgewiesen hatte: „Meine Herren, das Hartnäckigste, was es auf dieser Welt gibt, sind die Tatsachen. Man kann sie fortwünschen, man kann sie fortwischen, man kann sie leugnen — sie sind aber da, sie kümmern sich nicht um unsere höchst persönlichen Meinungen. Die Tatsachen leben, auch wenn wir schon lange tot sind!“